
FORUM: Die Arbeit und ihre Zukunft

Claus Noé: Die Kosten sind immer das Teuerste*

Dr. Claus Noé, geb. 1938 in Mannheim, Studium von Ökonomie, Staatsrecht, Völkerrecht, Geschichte, Germanistik und Politischer Wissenschaft in Heidelberg und Mannheim, war Redakteur, Ministerialbeamter und Staatssekretär und ist wirtschaftspolitischer Kolumnist und Berater von Unternehmen und Verbänden.

Angela Biegel, Gattin des gleichnamigen Unternehmensberaters, trinkt mit Maria, Ehefrau des Werkzeugmachers Reindl und Putzhilfe bei Biegels, einen Pausenkaffee. Frau Angela grübelt: „Ich hätte soviel Arbeit zu vergeben, wenn sie einer unentgeltlich machte, ehrenamtlich mit ein bißchen Idealismus. In der Jagd meines Mannes haben sie Müll abgekippt, der muß weg. Etwas für Umweltschützer. Und einen Caddy beim Golf könnte ich auch brauchen, einen Naturfreund, der sich freut, in angenehmer Gesellschaft und schöner Landschaft an der frischen Luft zu sein. Er müßte nur meinen Golfsack tragen und mir beim Bällesuchen helfen - bei meinem schlechten Golf. Es ist soviel Arbeit da, aber die wollen ja alle Geld.“ Und einen ehrenamtlichen Pianisten hätten sie auch gern - in der Jazzdance-Gruppe.

Maria Reindl: „Ja, ja Arbeit gibt's genug, ich könnte schon einen brauchen, der mir Schreiben auf dem Computer beibringt. Aber die wollen 50 Mark die Stunde. Und die haben wir einfach nicht. Wenn mein Mann oder ich mehr nach hause brächten, dann ging's.“

Unternehmensberater Alfons-M. Biegel sitzt derweil mit Helmut, einem Studenten der Betriebswirtschaft, den er projektweise einsetzt, beim Pausentee und philosophiert: „Bei der Produktivitätssteigerung geht uns bald die Arbeit aus. Wer soll denn das alles kaufen, was wir heute produzieren könnten. Die Märkte sind gesättigt. Ich habe die Limousine und den Jeep für die Jagd, meine Frau den Kleinen als Einkaufskorbchen, meine Tochter fährt das neue Cabriolet. Das Haus haben wir, die Ferienwohnungen, mein Sohn nutzt die Eigentumswohnung in München, wo er studiert. Mit unseren TV-Geräten könnten wir alle Programme gleichzeitig sehen. Wir brauchen nichts mehr, also kaufen wir Aktien zu Wahnsinnskursen, da sind schnell zehn, zwanzig Prozent futsch. Aber was sollen wir mit unserem Geld machen?“

BWL-Student Helmut, für 620 Mark unbegrenzt zu Diensten, träumt von einer Vespa. Er hat an der Uni zu Köln gelernt, daß die Kosten immer das Teuerste sind und die Löhne regelmäßig zu hoch. Trotzdem murmelt er: „Wenn ich einen Hunderter im Monat mehr hätte, könnte ich einen Roller finanzieren. Aber so sind die Märkte halt gesättigt.“ Außer den Aktienmärkten, dort herrsche wegen zu hoher Nachfrage Stock-Inflation. Unternehmensberater Biegel schüttelt mißbilligend den Kopf: „Mehr Lohn?“ Die Lohnkosten

seien viel zu hoch und BWL-Studenten stünden Schlange... Wie wäre es, er könne ihm ohne besondere Sicherheiten die paar Mark für die Vespa zu den üblichen Bedingungen leihen. Der 620-Mark-Mann dankt gerührt, sagt aber: „Wissen Sie, bei der Einkommenserwartung, die ich habe, kann ich mich nicht auch noch verschulden. Und vielleicht geht uns die Arbeit irgendwann ganz aus.“

Szenenwechsel: Prof. Dr. Johannes Dachs, Betriebswirtschaftslehrer des Studenten Helmut, ist nebenbei ehrenamtlich - für 50.000 Mark - als volkswirtschaftlicher Berater des Wirtschaftsministers tätig. Zur Vorbereitung eines Sondergutachtens fragt er in Sitzungssaal VI des Ministeriums die versammelten Experten: „Welche strukturellen Gründe gibt es für die hartnäckige Kaufzurückhaltung im Lande?“

Ein aufstrebender Nachwuchsbeamter, soziologisch und sozialpsychologisch in München trainiert, mutmaßt: „Wir beobachten in der Gesellschaft, insbesondere bei den Jungen einen Wertewandel eher hin zu ehrenamtlichen Sphären und Milieus, denen eine gewisse Negierung des Konsums, ja des Materiellen insgesamt eignet. Diese Tendenz zur „ehrenamtlichen Dienstleistungsgesellschaft“ wird durch die hohe Wertigkeit des Ökologischen eher noch verstärkt.“

Ein gerade aus den Vereinigten Staaten Zurückgekehrter erklärt die Kaufzurückhaltung „möglicherweise mit der kommunitären Besinnung auf kleinere Gruppen überschaubarer Nachbarschaftlichkeit, sozusagen als dialektische Reaktion auf die Selbstentfremdung des Menschen durch die für ihn anonymen Marktkräfte der Globalisierung.“ In solchen Kommunen sei gemeinsame Arbeit füreinander ohne Bezahlung nicht selten, man könne gar von „naturalwirtschaftlichen Verhältnissen“ sprechen. Da die „volkswirtschaftliche Buchhaltung“ aber derartige Leistungen nicht ausweise, eben weil dafür kein Geld fließe, sei „der Konsum eigentlich doch höher als statistisch belegt.“ Und wegen der unbezahlten, von aktiven Bürgern füreinander und für die Polis geleisteten Nachbarschaftsarbeit sei gewiß auch die Beschäftigung höher als die Bundesanstalt für Arbeit meine. Arbeit nehme gar nicht ab, sie finde zunehmend im Informellen statt. Und damit sei eben der überkommene ökonomische Kreislauf Erwerbsarbeit und Konsum unterbrochen. Fazit des Vertreters der modernen Moderne: „Es gibt genug Arbeit, wenn die Menschen nicht unbedingt davon leben wollen, sondern sich gesellschaftlich höherwertiger Arbeit an sich widmen.“ Freilich hätten die Ökonomen das Problem noch nicht zureichend gelöst, daß mit Ehre und gesellschaftlichem Ansehen honorierte Arbeit keine nachfragewirksamen Einkommens- und Beschäftigungseffekte traditionaler Art erzeuge. Daher erscheine diese „Arbeitsbeschaffung der modernsten Moderne“ in der überkommenen Statistik „noch als wachsende Erwerbslosigkeit.“

Ein dritter Beamter macht insbesondere an dem erheblichen Rückgang der Frauenerwerbsquote im ehemals staatssozialistischen Osten eine „strukturell christliche Rückwendung zu Familie und Kindern“ aus. Dies belegten

insbesondere die - nach der Selbstbefreiung der Menschen in der ehemaligen „DDR“ vom Materialismus - in den Neuen Ländern ansteigenden Geburtenziffern (während im von weniger Arbeitslosigkeit betroffenen Westen diese Rückbesinnung aufs Immaterielle noch nicht eingesetzt habe.) Es liege doch auf der Hand, daß die Konsumneigung von diesem neuen Idealismus strukturell betroffen sei. Mütter zuhause brauchten weniger Kleidung und hätten im übrigen auch mehr Zeit, diese für die Familie selbst zu verfertigen. Jedenfalls könne diese Änderung im generativen Verhalten durchaus die negative Nachfrageentwicklung im Bereich der Konfektion zumindest teilweise erklären. Das habe dann natürlich auch Auswirkungen auf die bezahlbare Beschäftigung beim Einzelhandel, dessen Verbandssprecher ja davon ausgehe, daß die strukturelle Kaufzurückhaltung mit „Die Deutschen sind satt“, pauschal erklärt werden könne.

Ökologischer Wertewandel, kommunitaristisches Kleingruppenverhalten, Rückbesinnung auf die Fortpflanzung als genetisch programmiertes Lebensziel der Frauen seien sicher strukturelle Erklärungsansätze für die labile Konsumneigung der Deutschen, schaltete sich der Chefvolkswirt des Wirtschaftsministers ein. Wesentlich sei aber aus angebotstheoretischer Sicht: Die Kosten seien immer das Teuerste und die Lohnkosten allemal. Es könnte viel mehr produziert werden, wären die Kosten nicht so hoch. Und dieses höhere Angebot suche sich dann schon, wie bei Say nachzulesen, seine Nachfrage „irgendwie im Prozeß globaler Märkte.“ Die Konsumneigung sei eben nicht so hoch wie möglich, weil die Bürger noch kein Vertrauen hätten, sonst würden sie ja auch Kredit aufnehmen mit Blick auf künftige Beschäftigungs- und Einkommenschancen. Insbesondere sei darauf aufmerksam zu machen, daß mit der ehrenamtlichen Dienstleistung am Menschen ein „unbegrenztes Wachstumsfeld am Horizont empordämmere.“

„Unsere Wirtschaftspolitik der strukturellen Erneuerung braucht ein von den konkreten ökonomisch-zyklischen Umständen unabhängiges Grundgefühl des Vertrauens der Bürger, einen langen Atem und dauert viel länger als eine Legislaturperiode,“ diktiert der Chefökonom ins Protokoll der Sitzung. Insgeheim nimmt er sich vor, an dieser Stelle dem Minister handschriftlich an den Rand der Vorlage zu schreiben: „Daher ist eine Verlängerung der Legislaturperiode des Deutschen Bundestages von vier auf acht Jahre angebotspolitisch – zumindest - angezeigt.“

Unvermittelt meldete sich der „Neandertaler“, wie Adam Saurer, der einzige im Haus verbliebene hochrangige Experte für Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung genannt wurde. Saurer fragte - es duftete irgendwie ironisch - ob die geringe Kaufneigung der Deutschen nicht auch etwas mit der Einkommensentwicklung zu tun haben könnte. Sein reales Nettoeinkommen sei seit sechs Jahren nicht gestiegen und im letzten Jahr sogar gesunken - wie das der allermeisten deutschen Arbeitnehmer, obwohl die Arbeitsproduktivität aller erheblich gestiegen sei. Er gebe zu bedenken, ob nicht die Tatsache, daß die Menschen weniger Geld in der Tasche hätten, vielleicht doch die Kon-

sumzurückhaltung und die Stagnationstendenzen im privaten Verbrauch zumindest ebenso erklären könne, wie die feinsinnigen Darlegungen über Wertewandel, Kommunitarismus und Familienglück bei verfestigter Massenarbeitslosigkeit. Saurer schloß mit der empirischen Beobachtung: „Die meisten, die ich kenne, kaufen nichts, wenn sie kein Geld dafür haben, arbeitslos sind oder Arbeitslosigkeit fürchten.“ Und wenn die Löhne regelmäßig geringer wüchsen als die Arbeitsproduktivität, dann breche eben die Binnennachfrage weg, die Erwartungen rutschten in den Keller.

Die Empörung über diese banale Erklärung ist groß. Das sei schlimmster Rückfall in eine Theorie, der man doch „abgeschworen“ habe. Kaufkräftige Nachfrage hänge vom verfügbaren Einkommen oder den Einkommenserwartungen ab, diese Erklärung sei „alt, intellektuell schlicht, überhaupt nicht strukturell“. Auch Saurers Grafik, die dessen Behauptung für die ersten 46 Jahre der Republik empirisch belegte - und die den Weg zum Autor fand - läßt die Gläubigen nicht wanken.

Vor allem aber sei zu beachten: Der Minister bestehe auf „innovativen strukturellen Ursachen“, er habe auf diese „moderne Dienstleistung des Ministeriums“ einen Anspruch. Außerdem dürfe man Arbeit, wovon es genug gebe, nicht mit Erwerbsarbeit gleichsetzen, die knapp sei. Das führe nur zu dem überständigen Konstrukt, daß die gesamtwirtschaftliche Nachfrage nach Investitionen und Verbrauch etwa mit dem Umfang der Erwerbstätigkeit oder gar mit der Arbeitslosigkeit zusammenhänge. Wichtig seien der Export, die internationale Wettbewerbsfähigkeit und möglichst keine Lohnkosten, denn Kosten störten die Wettbewerbsfähigkeit.

Als Saurer dann auch noch leise, leise anfügte: Sättigung der Märkte hätte gar etwas mit der Verteilung der Einkommen zu tun und mit den niedrigen Einkommen der Arbeitslosen, sei mit der gesamtwirtschaftlichen Struktur der Verteilung zu erklären, rügte ihn der Chefökonom des Hauses unter leidenschaftlicher Zustimmung des Betriebswirtschafts-Professors Dachs: „Sie haben einfach nicht begriffen, daß die Einkommen der Unternehmerhaushalte massiv wachsen müssen, damit investiert wird.“ Die Antwort des Saurer, „die steigen doch seit Jahren weit überproportional und dennoch wird nicht entsprechend investiert“, ging im allgemeinen Tumult von Unmutsäußerungen unter: „Sozialneider verkappter“, „Keynesianer ewiger“, „nichts dazu gelernt“.

Saurer, hartnäckig und verstockt, typisch unkündbarer Beamter alter, inflexibler Prägung, erinnerte den Chefökonom des Hauses auch noch daran, er selbst habe in der Kantine erzählt, daß sich sein Sohn, unser Betriebswirtschaftsstudent, gerne eine Vespa kaufen würde, wenn er mehr als 620 Mark im Monat bekäme. Das sei doch so eine Art familiärer „Mikrofundierung der Makropolitik“, die der Chefökonom im Hause immer wieder einfordere. Die Runde bestrafte diese unziemliche Verknüpfung von Theorie mit individueller Praxis mit bedrohlichem Schweigen.

Die Sitzung endet mit dem Auftrag an den Protokollanten, den Entwurf einer Ministervorlage über die strukturellen Gründe der Kaufzurückhaltung

der Deutschen zu verfertigen; Saurer wird vom Chefökonom „anheimgegeben“, seine Minderheitsmeinung der Vorlage beizufügen. So er unbedingt wolle, schließlich sei man ein liberales Haus. Erneut nimmt er sich vor, sobald Saurer die Altersgrenze erreicht habe, die Stelle eines Makroökonom nicht wieder zu besetzen. Ein kleiner Beitrag zur Kostensenkung zwar und zur Effizienzsteigerung am „Standort Deutschland“, aber wichtig, denn die Kosten sind immer das Teuerste. Und diese Saurers mit ihren innovationsfeindlichen Beiträgen kosteten die Kreativen Zeit und den Steuerzahler Papier.

Szenenwechsel: Frau Angela Biegel und der Chefökonom am Loch 6 auf dem Golfplatz. Frau Biegel sucht zum xten Male ihren verschlagenen Ball im Rough. Es dämmt schon, mit einem professionellen Caddy ließe sich der Ball schneller finden. Man könnte die Runde vor Sonnenuntergang zu Ende spielen, die lange Anfahrt hätte sich eher bezahlt gemacht. Sie würde mit ihrem Mann sprechen. Vielleicht könnte man einen - leider unsympathisch geldgierigen - Biologiestudenten, der sich im Grün auskennt, für 620 Mark über's Beratungsgeschäft laufen lassen.

Der ärgerlich Übungsschwünge repetierende Chefökonom verwirft den Einfall, seinem BWL studierenden Sohn das Geld für eine Vespa unverzinslich zu leihen. Der müsse lernen, daß Geld Geld kostet und das könne man eben nur mit Arbeit verdienen. Ohne Erwerbseinkommen kein Konsum, blitzt es in ihm kurz auf, ehe er den Gedanken als strukturell veraltet abschüttelt und Frau Biegel zu Diensten ist, den Ball zu finden. Unentgeltlich, nachbarschaftlich, ehrenamtlich eben.

